

Uta Andrea Balbier

## »Spiel ohne Grenzen«

### Zu Stand und Perspektiven der deutschen Sportgeschichtsforschung

In den letzten Jahren ertönte am Rande deutscher Aufsätze, Forschungsüberblicke und Monographien zu Themen der Sportgeschichte häufig ein Wehklagen über die sträfliche Vernachlässigung des Sports durch die Geschichtswissenschaft. Auch wenn noch kein Grund zur tatsächlichen Euphorie besteht, möchte dieser Forschungsüberblick – auch aus Gründen der Werbung für die Materie – einen anderen Grundton anstimmen: Es tut sich etwas. In letzter Zeit erschien eine Reihe progressiver historischer Qualifikationsarbeiten, die wie selbstverständlich auf dem Feld des Sports Fragen des Kulturtransfers, der Kunstgeschichte oder der Konstruktion von nationaler Identität nachgingen.<sup>1</sup> Selbst das ›Wunder von Bern‹ hat im Gedenkjahr neben Zeitzeugen und Sportjournalisten auch Historiker zu interessanten Beobachtungen herausgefordert. Für Letztere stand weniger das Ergebnis im Mittelpunkt des Forschungsinteresses, als die Frage, in welche nationalen Diskurse sich die neuen ›deutschen Helden‹ eingliedern ließen.<sup>2</sup> Auch die Sozialwissenschaften steuerten jüngst historisch fundierte und insbesondere methodisch und theoretisch auffallende Beiträge zu den Themenkomplexen »Sport und Nation« und »Sport und Geschlecht« bei.<sup>3</sup> Neben der bisher stark politikgeschichtlich ausgerichteten deutschen Sportgeschichte erschienen nun auch Arbeiten, die stärker an sozial- und kulturgeschichtlichen Fragestellungen interessiert waren.

Der vorliegende Beitrag möchte einen kurzen Überblick über die bisherige Ausrichtung der sportwissenschaftlichen Forschung in Deutschland geben und an einigen Beispielen jüngere Trends in der Sportgeschichte skizzieren. Dabei fiel auf, dass aus der Sportgeschichte trotz der Internationalität ihres Untersuchungsgegenstandes kaum Studien zu transnationalen Fragestellungen vorliegen. Aus diesem Grund wurde versucht, aus den Neuerscheinungen heraus weiterführende Fragekomplexe für eine zukünftig stärker global ausgerichtete Sportgeschichte zu entwickeln. Der Beitrag schließt daher mit einem kurzen Plädoyer, die internationale Dimension des Sports in Zukunft ernster zu nehmen.

#### I. IM RINGERGRIFF DER POLITIK

Die deutsche Sportgeschichtsforschung entwickelte sich zunächst stark abgeschottet an den Lehrstühlen für Sportwissenschaften. Einer ihrer Untersuchungsschwerpunkte lag dort auf der Geschichte der Leibesübungen. Horst Überhorst legte in den 1970er- und

1 Als Vorreiterin gilt noch immer *Christiane Eisenberg*, ›English Sports‹ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939, Paderborn 1999; jüngst auch *Karin Rase*, Kunst und Sport. Der Boxsport als Spiegelbild gesellschaftlicher Verhältnisse, Frankfurt/Main 2002; sowie *Svenja Goltermann*, Körper der Nation. Habitusformierung und die Politik des Turnens 1860–1890, Göttingen 1998.

2 *Franz-Josef Brüggemeier*, Zurück auf dem Platz. Deutschland und die Fußballweltmeisterschaft 1954, München 2004.

3 *Matthias Marschik/Doris Sottopietra*, Erbfeinde und Hasslieben. Konzept und Realität Mitteleuropas im Sport, Münster 2000, sowie *Matthias Marschik*, Frauenfußball und Maskulinität. Geschichte – Gegenwart – Perspektiven, Lit Verlag, Münster 2003, 464 S., kart., € 29,90.

1980er-Jahren das erste umfassende Standardwerk zu deren Geschichte in sechs Bänden vor.<sup>4</sup> Jenseits des Eisernen Vorhangs entstand in den 1960er-Jahren ebenfalls eine Gesamtdarstellung zur Geschichte der Körperkultur.<sup>5</sup> Michael Krüger legte nun jüngst den ersten Teil seiner neuen Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sports vor.<sup>6</sup> Sie liest sich leichter als ihre leicht angestaubten Vorgänger, doch sie ist nicht mehr als ein übersichtliches Einführungswerk für Studenten der Sportwissenschaft. Michael Krüger geht in seiner Darstellung dem Grundproblem nach, dass der Sport zwar gemeinhin als Kind der Moderne gilt, dass sich aber schon in der Antike, im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit spielerische Vorformen des modernen Sports nachweisen lassen. Er beschränkt sich jedoch darauf, diese spielerischen Formen wie den Weitsprung der Watussi, das Speerwerfen und Jagen und die ritterlichen Turniere aufzuzählen. Das Bild, das er zeichnet, lässt daher methodische und theoretische Konturen vermissen. Dem historisch interessierten Leser bleibt es letztlich selbst überlassen, den traditionellen Zusammenhang zwischen einem afrikanischem Stammesritual und der Entwicklung des modernen Sports zu erkennen. Das scheint das gängige Vorurteil zu belegen, dass sportwissenschaftliche Einführungswerke dazu tendieren, die körperliche Bewegung zu stark in den Vordergrund zu rücken und deren Einordnung in breitere sozial- und kulturhistorische Zusammenhänge zu vernachlässigen.

Doch auch die klassische Politikgeschichte, die den Sport zu Beginn der 1980er-Jahre entdeckte, fragte kaum nach seinen sozialen und kulturellen Besonderheiten. Hier wurde er lediglich als eine Facette außen- und deutschlandpolitischer Fragestellungen geduldet. Obwohl in diesem Kontext überzeugende Studien zur Instrumentalisierung des Sports im Dritten Reich und zu dem deutsch-deutschen Wettlauf um die Rückkehr in die Olympische Bewegung im Kalten Krieg entstanden<sup>7</sup>, blieb ein Hauptkritikpunkt bestehen: Die Arbeiten fragten ausschließlich nach der Politisierung des Sports von oben, interessierten sich aber umgekehrt nicht für Freiräume an der sportlichen Basis, die sich des Eingriffs durch die Politik in beiden deutschen Diktaturen teilweise erwehren konnte. Die stark politikhistorische Ausrichtung der deutschen Sportgeschichtsforschung setzte sich auch in jüngster Zeit weiter fort.<sup>8</sup> Das bestätigen die veröffentlichten Dissertationen von André Gounot zur Geschichte der Roten Sportinternationale (RSI) und von Harald Oelrich zu den deutsch-italienischen Sportbeziehungen in den 1920er- und 1930er-Jahren. Beide Arbeiten bereichern die deutsche Sportgeschichtsforschung trotzdem, denn sie brechen de-

4 Hier entstanden das umfangreichen Überblickswerk: *Horst Überhorst* (Hrsg.), *Die Geschichte der Leibesübungen*, 6 Bde., Berlin 1972–1989.

5 *Wolfgang Eichel u. Autorenkollektiv* (Hrsg.), *Geschichte der Körperkultur in Deutschland*, 4 Bde., Berlin (Ost), 1964–1969.

6 *Michael Krüger*, *Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sports. Teil 1: Von den Anfängen bis ins 18. Jahrhundert*, Hofmann, Schorndorf 2004, 248 S., brosch., € 29,80. Im Jahr 1993 waren bereits die ersten beiden Teile erschienen: *Ders.*, *Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sports. Teil 2. Leibeserziehung im 19. Jahrhundert. Turnen fürs Vaterland*, Schorndorf 1993 und *ders.*, *Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sports. Teil 3: Leibeserziehung im 20. Jahrhundert. Sport für alle*, Schorndorf 1993.

7 *Hans Joachim Teichler*, *Internationale Sportbeziehungen im Dritten Reich*, Schorndorf 1991. *Ulrich Pabst*, *Sport – Medium der Politik? Der Neuaufbau des Sports in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg und die innerdeutschen Sportbeziehungen bis 1961*, Berlin 1980; *Gunther Holzweißig*, *Diplomatie im Trainingsanzug. Sport als politisches Instrument der DDR*, München 1981; *Martin H. Geyer*, *Der Kampf um nationale Repräsentation. Deutsch-deutsche Sportbeziehungen und die »Hallstein-Doktrin«* in: *VfZ* 44, 1996, S. 55–86.

8 Vgl. dazu auch: *Kristina Exner-Carl*, *Sport und Politik in den Beziehungen Finnlands zur Sowjetunion 1940–1952*, München 1997; *Tobias Blasius*, *Olympische Bewegung, Kalter Krieg und Deutschlandpolitik 1949–1972*, Frankfurt/Main 2001.

ren nationale Fixierung auf, die sich in einer Fülle von Forschungen zum Sport im Dritten Reich und in der DDR niedergeschlagen hat.

Gounots Arbeit zum international operierenden kommunistischen Sportverband der Zwischenkriegszeit ergänzt die traditionsreiche deutsche Forschung zur Geschichte der Arbeitersportbewegung um einen internationalen Aspekt.<sup>9</sup> Ausgehend von der Hypothese, dass die Entwicklung der RSI durch die »innere Dynamik« der internationalen Kommunistischen Bewegung beeinflusst wurde, zeichnet Gounot in vier Kapiteln deren Gründungszusammenhang, Genese und letztlich ihre Auflösung nach.<sup>10</sup> Er weist dabei auf der organisatorischen Ebene nach, wie die Rote Sportinternationale zwischen den politischen Interessen der Kommunistischen Internationalen und der eigensinnigen sowjetischen Sportpolitik zerrieben wurde.

Vertreter des europäischen Arbeitersports hatten bereits im Jahr 1920 in Luzern einen Internationalen Dachverband, die ›Luzerner Sportinternationale‹ geschaffen. Da sie in ihrem Programm jedoch fast vollständig auf jeden revolutionären Impetus verzichteten und wenig Bereitschaft zeigten, den Sowjetsport in ihre Reihen zu integrieren, forderten sie die Gründung einer kommunistischen Gegenorganisation förmlich heraus. Die RSI-Gründung des Jahres 1921 erfolgte unter der Federführung der sowjetischen Sportführung und sollte dem Sowjetsport internationale Aufmerksamkeit und Unterstützung sichern. Danach wurde sie schrittweise in die Strukturen der Komintern integriert. Dazu trug auch ein gewandeltes Sportverständnis der kommunistischen Führung bei. Denn während Sport und Kommunismus Anfang der 1920er-Jahre noch als unvereinbar galten, wuchs nun das Interesse am Sport, dessen »außerordentliche Anziehungskraft« auf die Arbeiter und dessen implizit politische Bedeutung nach und nach erkannt wurde.<sup>11</sup> Der sowjetische Einfluss auf die Komintern-Politik nahm im Laufe der 1920er-Jahre jedoch immer weiter zu und veränderte auch die Arbeit der RSI. Die kommunistische Sportorganisation übernahm daher auch die großen politischen Rahmenentwürfe der Moskauer Parteiführung wie die Sozialfaschismusthese und die Volksfronttaktik. Die Vorgabe, ein parteiübergreifendes antifaschistisches Bündnis der Sportler zu errichten, führte schließlich im Jahr 1937 zur Auflösung der RSI durch die Komintern.

André Gounot beschränkt sich jedoch nicht darauf, die Politisierung der RSI eindimensional nachzuzeichnen. Er widmet vielmehr einen zentralen Teil seiner Studie einem tiefer liegenden sportlichen Konflikt zwischen der RSI und dem Sowjetsport. Es gelingt ihm so nachzuweisen, dass die Auflösung der kommunistischen Sportbewegung nicht nur politische Hintergründe hatte. Denn die RSI und den Sowjetsport trennten vielmehr die gesamte Zeit ihrer Parallelexistenz zwei unvereinbare Sportverständnisse: Die RSI war als bewuss-

9 Vgl. *Horst Überhorst*, Frisch, frei, stark und treu: die Arbeitersportbewegung in Deutschland 1893–1933, Düsseldorf 1973; *Eike Stiller*, Jugend im Arbeitersport. Lebenswelt im Spannungsfeld von Verbandskultur und Sozialmilieu, von 1893–1933, 2. Aufl., Münster 1995. Regionalgeschichtlich ausgerichtete Studien: *Hubert Dwertmann*, Zwischen deutscher Kulturtradition und zivilgesellschaftlichem Aufbruch. Eine entwicklungssoziologische Studie zur Arbeiter-, Turn- und Sportbewegung in Hannover, Münster 1997; *Harald Müller-Bauer*, Arbeiterbewegung und Fahrradkultur. Zur Geschichte des Arbeiter-Rad- und Kraftfahrervereins »Wanderlust« in Kirchheim/Teck, Regensburg 2002. Eine internationale Zusammenstellung verschiedener Arbeitersportbewegungen legten vor: *Arnd Krüger/James Riordan* (Hrsg.), *The Story of Worker Sport*, Champaign 1996. Die internationale Perspektive wird in dem Sammelband jedoch nur dahingehend bedient, dass er Aufsätze zu der Entwicklung der Arbeitersportbewegung in zehn Ländern, einschließlich Großbritannien, Finnland und Israel, zusammenstellt. Eine tiefer gehend vergleichende Einleitung und Schlussbetrachtung fehlt jedoch leider.

10 *André Gounot*, Die Rote Sportinternationale 1921–1937. Kommunistische Massenpolitik im europäischen Arbeitersport, Lit Verlag, Münster 2002, 280 S., kart., € 24,90, S. 18.

11 Ebd., S. 69.

te Gegenorganisation zum bürgerlichen Sport gegründet worden und lehnte Leistungsvergleiche mit den bürgerlichen Sportverbänden ab. Sie kämpfte außerdem für ein Sportverständnis jenseits des Wettkampf- und Auszeichnungsgedankens. Im Gegensatz dazu suchte der Sowjetsport bewusst nach Sportkontakten mit dem bürgerlichen Lager, die das Streben der Sowjetunion nach diplomatischen Beziehungen unterstützen sollten. Sportliche Spitzenleistungen wurden zudem als fester Bestandteil der sowjetischen auswärtigen Repräsentation gesehen.

Die Studie widerlegt somit die gängige internationale Forschungsmeinung, dass der Sowjetsport erst nach dem Zweiten Weltkrieg zu seiner Leistungsorientierung gefunden habe.<sup>12</sup> Sie bricht außerdem die sporthistorische Beschränkung auf, den Sport erst seit dem Jahr 1945 als Austragungsort der Systemkonkurrenz in den Blick zu nehmen. Der ›Kalte Krieg auf der Aschenbahn‹, wie er nach 1949 nicht nur von der Sowjetunion und den USA, sondern auch von der Bundesrepublik und der DDR geführt wurde, war jedoch keine Erfindung des Kalten Krieges. Die Verknüpfung von sportlicher Konkurrenz und nationaler Repräsentation war vielmehr bereits seit den 1920er-Jahren in der Sporttradition dieser Länder angelegt. Der Kalte Krieg bestimmte lediglich die Intensität, mit der sich die Idee Bahn brach.

Denn auch die Arbeit von Harald Oelrich zeigt, dass sich bereits in den 1920er-Jahren in Italien und Deutschland die Überzeugung durchsetzte, durch sportliche Wettkämpfe zu internationalem Prestige und diplomatischen Kontakten kommen zu können. Er arbeitet in seiner Studie zu den deutsch-italienischen Sportbeziehungen in den 1920er- und 1930er-Jahren zudem ein weiteres wichtiges Problem der internationalen Sportwelt heraus, nämlich das ständige Spannungsfeld von Kooperation und Konkurrenz. Der Autor zeichnet auf 600 Seiten – und daher nicht ohne Längen und Redundanzen – die Rolle des Sports in den diplomatischen Beziehungen beider Länder nach. Zunächst zeigt er für die 1920er-Jahre, wie beide Staaten parallel zueinander die Möglichkeit erkannten, in der Welt des Sports ihre außenpolitische Isolation zu überwinden. Während das Auswärtige Amt in Berlin sportliche Siege als die symbolische Wiederauferstehung der Deutschen inszenierte und die Aufnahme in die internationalen Fachverbände als politische Anerkennung wertete, setzte auch Mussolini darauf, im Sport die außenpolitische Autonomie Italiens zu demonstrieren.

Oelrich weist zudem nach, wie außenpolitische Entscheidungen auch auf das sportliche Miteinander beider Staaten abfärbten. Der Sportverkehr zwischen beiden Staaten intensivierte sich daher seit 1929 parallel zu deren diplomatischer Anerkennung, brach aber im Schatten der Dollfußkrise deutlich ein. Auch in der Achsen-Konzeption der beiden Staaten spielte der Sport eine wichtige Rolle. Neben der strukturellen Zusammenarbeit wurde im Sport zudem die geteilte faschistische Überzeugung zelebriert, dass hohe sportliche Leistungsfähigkeit mit der Vitalität eines Volkes gleichzusetzen sei. So fasst Oelrich die Reaktion Italiens auf die deutschen Erfolge bei den olympischen Spielen 1936 zusammen: »Denn einer Nation, welche zu solchen Leistungen fähig war, musste innerhalb der mussolinischen Logik die Zukunft gehören und stellte dementsprechend einen attraktiven Bündnispartner dar, womit sich das sportideologische Argument dem machtpolitischen wiederum an die Seite stellte.«<sup>13</sup>

12 Dazu: *James Riordan*, *Sport in Soviet Society. Development of Sport and Physical Culture in Russia and the USSR*, Cambridge, London/New York/Melbourne 1977. Diese These wiederholt er auch in: *James Riordan*, *Workers Sport within a Worker State. The Soviet Union*, in: *Krüger/Riordan*, S. 43–66.

13 *Harald Oelrich*, »Sportgeltung – Weltgeltung«. *Sport im Spannungsfeld der deutsch-italienischen Außenpolitik von 1918 bis 1945*, Lit Verlag, Münster 2004, 664 S., kart., € 30,90, S. 341.

Die Realpolitik gestaltete sich dagegen unideologisch trostlos. In den Jahren 1935 bis 1937 fanden nur drei bzw. vier Länderkämpfe pro Jahr statt. Zwischen September 1939 und Juni 1940 diente der Sportverkehr lediglich dazu, das fehlende militärische Engagement der Italiener durch Beweise sportlicher Solidarität zu ersetzen. Oelrich zeigt darüber hinaus, dass es grundsätzlich problematisch ist, Freundschaft und Solidarität durch Sportbeziehungen zu demonstrieren. Denn selbst bei Freundschaftsspielen der Achsenmächte kam es zu national motivierten Ausschreitungen der Fans.<sup>14</sup> Dies führte zu dem grotesken Versuch, zwischen Italienern und Deutschen Turnvergleiche ohne Wertungen durchzuführen. Diese Strategie, die Gounot auch für die Rote Sportinternationale nachweisen konnte, scheiterte jedoch in beiden Fällen, da der Konkurrenzgedanke dem Sport inhärent ist.

Oelrichs und Gounots Studien ergänzen sich immer wider, obwohl sie sich auf der einen Seite mit dem bürgerlichen und auf der anderen Seite mit dem Arbeitersport befassen. Beide schenken jedoch zwei Facetten ihres Untersuchungsgegenstandes zu wenig Aufmerksamkeit: der symbolischen und inszenatorischen Relevanz des Sports für die Außenpolitik sowie seinen eigensinnigen innenpolitischen Abgrenzungsversuchen gegenüber Diktaturen.

Der Sport hatte es in der Diplomatiegeschichte bisher schwer, sein gesamtes Potenzial als Untersuchungsgegenstand zu entfalten. In der Geschichtsforschung setzt sich zurzeit jedoch der Trend durch, nach einer kulturgeschichtlichen Erweiterung der Politikgeschichte zu fragen.<sup>15</sup> Dabei werden auswärtige Repräsentationen und staatliche Selbstinszenierungen zunehmend als ernsthafte Mittel der Durchsetzung politischer Interessen untersucht. Diese Forschung sollte zukünftig auch internationale Sportveranstaltungen in ihre Analysen mit einbeziehen.<sup>16</sup> Denn insbesondere sportliche Großereignisse wie Olympische Spiele, Welt- und Europameisterschaften sind nicht nur Sportveranstaltungen, sondern auch öffentliche Räume, in denen politische und zunehmend wirtschaftliche Interessen ausgehandelt und durchgesetzt werden. Diesem Themenbereich widmet sich bisher jedoch erst eine Studie zu den Olympischen Spielen 1964 in Tokio. Der Kulturwissenschaftler Christian Tagsold arbeitet in ihr in Anlehnung an das Konzept der ›Erinnerungsorte‹ die kulturelle Bedeutung dieser Spiele für das Wiedergewinnen nationaler Identität in Japan heraus.<sup>17</sup> Er legte damit auch einen anregenden theoretischen und methodischen Grundstein für weitere vergleichende Studien. Denn die drei Kriegsverlierer des Zweiten Weltkriegs durften sich innerhalb von nur zwölf Jahren als Gastgeber der Olympische Spiele selbst in Szene setzen: Im Jahr 1960 fanden die Spiele in Rom, im Jahr 1964 in Tokio und im Jahr 1972 in München statt.

Aber auch die sozialhistorische Diktaturforschung musste ihren Fragenkatalog erst erweitern, um dem Sport einen Entfaltungsraum zu bieten. Mit der Suche nach gesellschaftlichen Freiräumen in den beiden deutschen Diktaturen wurde sie verstärkt auf die Fähigkeit des Sports aufmerksam, solche Räume zu schaffen. Der Sport kann sogar über das Erhalten von Freiräumen hinaus profitable Kooperationsverhältnisse mit einer Diktatur

14 Ebd., S. 358. Zu dem spannungsgeladenen Verhältnis beider Diktaturen im Sport siehe jüngst auch das stärker regional- und kulturhistorisch ausgerichtete Themenheft: *Claudio Ambrosi/Wolfgang Weber* (Hrsg.), *Sport und Faschismen/Sport e fascismo*. Geschichte und Region/Storia e regione 13/1, 2004.

15 *Thomas Mergel*, Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: GG 28, 2002, S. 574–606.

16 Dem Sport räumt einen gebührenden Platz ein: *Johannes Paulmann* (Hrsg.), *Auswärtige Repräsentationen. Deutsche Kulturdiplomatie nach 1945*, Köln/Weimar 2005 (Im Erscheinen).

17 *Christian Tagsold*, *Die Inszenierung der kulturellen Identität in Japan. Das Beispiel der Olympischen Spiele Tokio 1964*, München 2002.

eingehen.<sup>18</sup> Diese Grundannahme hat in letzter Zeit auch in der deutschen Sportgeschichtsschreibung die Sichtweise auf den Sport im Nationalsozialismus und in der DDR verändert.<sup>19</sup>

Viele Abgrenzungspotenziale des Sports gegenüber innerstaatlichen Entwicklungen resultieren aus der Existenz stabiler internationaler Sportorganisationen, die auf ihren eigenen Grundsätzen wie politische Neutralität und Hochachtung gegenüber sportlicher Leistung sowie auf engen persönlichen Beziehungen beruhen. Solche internationalen Netzwerke haben häufig historische Eigendynamiken ermöglicht. Die DDR gelangte beispielsweise trotz ihrer internationalen Isolation verhältnismäßig früh zu ihrer vollständigen Aufnahme in die Olympische Bewegung, nämlich im Jahr 1965.

Vier ausgewiesenen Kenner der Sport- und Fußballgeschichte legten jüngst die Geschichte eines solchen internationalen Sportnetzwerks vor.<sup>20</sup> Christiane Eisenberg, Pierre Lanfranchi, Tony Mason und Alfred Wahl verfassten im Auftrag des Weltfußballverbandes eine reich bebilderte Geschichte der FIFA, der ihnen dazu auch seine Archive öffnete. Die Autoren und die Autorin zeichnen die vier großen Entwicklungsphasen der FIFA von der bewegten Anfangszeit zwischen 1904 und 1930, über ihre ehrgeizige Konsolidierung nach dem Stattfinden der ersten Fußballweltmeisterschaft in Uruguay im Jahr 1930 und die Erweiterung ihres Handlungsrahmens im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg, bis hin zur Neuerfindung der FIFA in den 1970er- und 1980er-Jahren nach. Die FIFA zeigte in dieser letzten Phase neues Engagement in der Förderung des Jugend- und des Frauenfußballs und mauserte sich im Rahmen breit angelegter Entwicklungshilfeprojekte auch zum zivilgesellschaftlichen Akteur.

Es ist das große Verdienst der Verfasser, dass sie trotz der Leidenschaftlichkeit, mit der sie die Rolle des Fußballs als internationalem friedlichen Kommunikationsraum beschwören und mit der sie die großen Helden wie Ferenc Puskás und Michel Platini durch das Bild laufen lassen, nie den Blick für übergeordnete gesellschaftliche Forschungsfragen aus dem Blick verlieren. Dazu gehören die Fragen nach Migration durch die Internationalisierung des Spielermarktes, der Zusammenhang zwischen Sport, Architektur und Spektakel im Zeichen der großen Weltmeisterschaften und die Kommerzialisierung der weltweiten Fußballbewegung.

Sie skizzieren zudem äußerst kritisch das permanente Spannungsfeld zwischen der von der FIFA beschworenen politischen Neutralität des Verbandes und seinen Eigeninteressen. Beispielsweise nahm die FIFA viele Ostblockstaaten auf, um ihr Mitgliederpotenzial zu erweitern. Der internationale Verband kaufte damit jedoch entgegen seinem Selbstverständnis politisch abhängige nationale Fußballverbände ein. Die Football Association of

18 Zum Sport als Nutznießer des Regimes: *Christiane Eisenberg*, Die Entdeckung des Sports durch die moderne Geschichtswissenschaft, in: *Historical Social Research* 27, 2002, Nr. 2/3, S. 4–21, S. 17; mit Hinweis auf: *Arndt Krüger*, Strength through joy. The culture of conses under fascism, Nazism and Francoism, in: *James Riordan/Arnd Krüger* (Hrsg.), *The International Politics of Sport in the Twentieth Century*, London/New York 1999, S. 67–89. Dazu wie der Sport in beiden deutschen Staaten von der Systemkonkurrenz des Kalten Krieges profitierte: *Uta Andrea Balbier*, *Kalter Krieg auf der Aschenbahn – eine deutsch-deutsche Beziehungsgeschichte 1950–72*, Dissertation Universität Potsdam 2004, (Ms.).

19 Vgl. dazu: *Christiane Eisenberg*, *English Sports*, Kapitel VIII. Der Verfasserin gelingt es beispielsweise durch ihren stärker auf den sportlichen Eigensinn konzipierten Forschungsansatz die Olympischen Spiele des Jahres 1936 als Sportveranstaltung zu rehabilitieren. Auch in der Erforschung des Sports in der DDR hat sich jüngst der allgemeine Trend der DDR-Forschung durchgesetzt, verstärkt nach gesellschaftliche Freiräumen in der Diktatur zu fragen. Vgl. dazu: *Hans Joachim Teichler* (Hrsg.), *Sport in der DDR. Eigensinn, Konflikte, Trends*, Köln 2003.

20 *Christiane Eisenberg/Pierre Lanfranchi/Tony Mason/Alfred Wahl*, *FIFA 1904–2004. 100 Jahre Weltfußball*, Verlag Die Werkstatt, Göttingen 2004, 314 S., zahlr. Fotos, geb., € 39,90.

South Africa konfrontierte den Weltverband zudem mit Konflikten um Rassendiskriminierung im Fußball. Der Frage, inwieweit die Verbände des Ostblocks oder die jungen Nationalstaaten die weltfußballerische Bühne bewusst für politische Demonstrationen nutzten, können die Verfasser in ihrem engen Untersuchungsrahmen jedoch nicht weiter nachgehen.

Die Geschichte der FIFA sollte dennoch als Wegweiser gelesen werden, denn sie ist ein überzeugender Versuch, die Geschichte globaler sportlicher Netzwerke zu beschreiben, wie er für die Olympische Bewegung in dieser Form noch fehlt.<sup>21</sup> Die Beschäftigung mit diesen Netzwerken erscheint jedoch besonders wichtig, da sie gemeinsam die internationale Welt des Sports konstituieren. Daher sind die kulturellen Regeln der Sportwelt durch die Eigeninteressen und Selbstzuschreibungen der internationalen Verbände geprägt. Das gilt sowohl für ihre unpolitische Aura, als auch für die Vermännlichung ihrer Strukturen.

## II. METHODISCHE UND THEORETISCHE FREISCHWIMMER

Die Fähigkeit des Sports, globale Strukturen und Netzwerke hervorzubringen, ist jedoch nicht seine einzige internationale Leistung. Vielmehr ist der Sport auch ein globaler öffentlicher Raum, in dem übergeordnete gesellschaftliche Entwicklungen wie Modernisierung oder Liberalisierung vergleichend analysiert werden können.<sup>22</sup> Der Sport verfügt jedoch auch diesbezüglich über eine gewisse Janusköpfigkeit. Denn er ist nicht nur ein Spiegelbild der Gesellschaft, sondern zugleich »ein Transmissionsriemen hegemonialer Werte und Normen an ein Massenpublikum.«<sup>23</sup> Die Frage nach der Konstruktion von Geschlecht im Sport ist unter diesem Gesichtspunkt in den letzten Jahren am intensivsten beforscht worden.<sup>24</sup>

Zwei aktuelle Veröffentlichungen beschäftigen sich nun aus soziologischer Perspektive mit der Konstruktion von Geschlecht im Fußball, das im internationalen Sport immer noch als Bastion der Männlichkeit gilt. Die beiden Studien ergänzen sich. Denn während der österreichische Kulturwissenschaftler Matthias Marschik das männlich geführte Verdrängen der Frauen aus dem öffentlichen Fußballdiskurs nachzeichnet, zeigt die britische Soziologin Jean Williams, wie dieser Exklusionsprozess das Selbstverständnis der Fußballspielenden Frauen prägte.

21 Hier sind einige nennenswerte Vorarbeiten geleistet worden, die jedoch die Organisationsstrukturen, aus denen die Olympische Bewegung einen großen Teil ihrer Eigendynamik gewinnt, meist vernachlässigt haben. Vgl. dazu den Forschungsüberblick von *Allen Guttmann*, *Sport, Politics and the Engaged Historian*, in: *Journal of Contemporary History* 38, 2003, S. 363–375, insb. 371–373.

22 Dazu: *Norbert Elias/Eric Dunning*, *Sport und Spannung im Prozess der Zivilisation*. Norbert Elias, *Gesammelte Schriften*, Bd. 7, Frankfurt/Main 2003.

23 *Marschik*, *Frauenfußball*, S. 11.

24 Für die deutschsprachige Sportgeschichtsschreibung ist diese Richtung auf das Engste mit dem Namen Gertrud Pfister verknüpft. Jüngst liegen von ihr vor: *Gertrud Pfister*, *Reconstructing Femininity and Masculinity in Sports – Women and Football in Germany and France during the Inter-war Years*, in: *Ken Hardman/Joy Standeven* (Hrsg.), *Cultural Diversity and Congruence in Physical Education and Sport*, Aachen 1998, S. 81–100; *dies.*, *Frauensport in der DDR*, Köln 2002 und *dies./Ilse Hartmann* (Hrsg.), *Sport and Women. Social Issues in International Perspective*, London 2003. Vgl. aber auch *Katharina Fietze*, *Frauen-Sport-Kulturgeschichte im System der Zweigeschlechtlichkeit*. In: *Pia Franke/Barbara Schanz* (Hrsg.), *FrauenSportKultur. Beiträge zum 1. Frauen-Sport- und Kulturfestival des adh, Butzbach-Griedel 1998*, S. 33–42 und *dies.*, *Im Gefolge Dianas. Frauen und höfische Jagd im Mittelalter (1200–1500)*, Köln/Weimar 2005.

Marschicks Studie beginnt mit einer überzeugenden theoretischen Einführung zur Konstruktion von Geschlecht im Sport aus der Perspektive der Cultural Studies. Deren Verdienst sieht er bezüglich des Sports darin, »einen genaueren Blick auf seine sozialen Wirklichkeiten und Alltagspraxen zu werfen und so unterschiedliche Thematiken wie Gender und Widerständigkeit, Hegemonie und Alltagskultur in den Diskussionen um den Sport und seine Praxen massiv zu befördern.«<sup>25</sup> Er zeigt, wie sich einerseits männliche Hegemonie im Fußball manifestiert und wie diese andererseits durch Fußball spielende Frauen immer wieder herausgefordert wurde.

Österreichische Frauen waren um die Jahrhundertwende noch fußballerisch präsent. Sie kamen als Zuschauerinnen in die Fußballstadien, sie spielten – wenn auch in geringer Zahl – aktiv und die Fachpresse gestand ihnen durchaus ein fußballerisches Wissen zu. Erst in den 1920er-Jahren wurde der Wiener Fußballsport zur »maskulinen Weltanschauung« stilisiert. Die Gründe dafür waren vielfältig und jeder wäre für sich eine Einzelstudie wert. Der Autor argumentiert zunächst eng auf das Spiel bezogen und zeigt, dass sich nun in Wien zunehmend die härtere Spielart des englischen Fußballs durchsetzte. Das Kampfmoment wurde dabei nicht nur auf dem Platz betont, sondern schlug sich außerdem in Ausschreitungen am Rande des grünen Rasens nieder. Die augenscheinlichste Aufwertung des Fußballs zum männlich kämpferischen Sport erfolgte dadurch, dass er seit dem Jahr 1913 offiziell im Heer gespielt wurde. Dadurch fand er seine feste Verankerung im nationalen Raum. Auch die wachsende öffentliche Präsenz des Fußballsports in den 1920er-Jahren spielte eine wichtige Rolle bei der Vermännlichung des Spiels. Mit seinem Prestige wuchs auch die ökonomische Bedeutung des Fußballsports, der seitdem als männliche Machtsphäre verteidigt wurde. Marschik führt nicht zuletzt die ›Neue Frau‹ an, die in den 1920er-Jahren zunehmend gesellschaftliche Räume eroberte und gegen die es nun einzelne Bereiche zu verteidigen galt. Trotzdem konstituierte sich in den 1930er-Jahren die offizielle ›Österreichische Damenfußball-Union‹, die jedoch mit dem Anschluss Österreichs an das Dritte Reich aufgelöst wurde. Denn zu den Sportarten, die zur Zeit des Nationalsozialismus für Frauen geöffnet wurden, gehörte der Fußballsport nicht.

Matthias Marschiks daran anschließenden Beobachtungen zu den 1950er-Jahren sind besonders aufschlussreich. Er stellt zum einen fest, dass die Erweiterung des Frauensports nach 1945 auf der Basis von Argumenten zurückgenommen wurde, die ihre erste Konjunktur um die Jahrhundertwende hatten und erneut um die körperliche Unversehrtheit der potenziellen Mütter und Fragen weiblicher Moral kreisten. Zum anderen erschlossen sich Frauen in den 1950er-Jahren zwar vermehrt öffentliche Räume, die jedoch männlich definiert blieben. Die Eisprinzessin trug daher ein kurzes Röckchen und von der Leichtathletik-Weltrekordlerin wurde vor allem Weiblichkeit erwartet. Die Spielerfrau im Fußball galt in diesem Konstruktionsprozess als Vorzeigeobjekt familiärer Aufgabenteilung.<sup>26</sup> Zeitgleich untersagte der Österreichische Fußballbund (wie auch der DFB) den Frauen das Spielen auf verbandseigenen Plätzen und imitierte damit eine Regelung, die in Großbritannien bereits seit 1921 praktiziert wurde.

In der Studie der englischen Sozialwissenschaftlerin und Fußballtrainerin Jean Williams zum Frauenfußball in England nimmt dieses Jahr daher eine Schlüsselstellung ein. Sie richtet, anders als Marschik, den Fokus auf die Fußball spielenden Mädchen und Frauen. Williams fragt danach, wie die Fußballerinnen in den kulturellen Kontext des Fußballs als Sport, als männlichem Organisationszusammenhang und als Wirtschaftssystem eingebet-

25 Marschik, Frauenfußball, S. 20–21. Ausgehend von Jennifer Hargreaves/Ian McDonald, Cultural studies and the Sociology of Sport, in: Jay Coakley/Eric Dunning (Hrsg.), Handbook of Sport Studies, London 2000, S. 48–60, S. 52.

26 Ebd., S. 184.



tet waren. Sie nennt ihr Projekt selbst »more a departure than an arrival«.<sup>27</sup> Tatsächlich definiert sie lediglich Themen, an denen viele nachfolgende – auch stärker international ausgerichtete – Studien zum Frauenfußball anknüpfen können.

Die Studie gibt auf der einen Seite einen kurzen Einblick in die Besonderheiten der strukturellen Entwicklung des englischen Frauenfußballs. Auf der anderen Seite arbeitet sie die Bedeutung des Spielbetriebs und die Erinnerungskultur der Fußballerinnen als tiefer gehende Analysekategorien heraus. Die Quellenbasis setzt sich aus Interviews, Fragebögen, aber auch aus Medienberichten und persönlichen Erinnerungsstücken wie Fotos, Postkarten und Trophäen zusammen. Williams Studie nimmt das erste dokumentierte Frauenfußballspiel im Jahr 1888 im schottischen Inverness als Ausgangspunkt. Fußball war zu dieser Zeit noch Teil des Schulsports für beide Geschlechter, bis sich langsam wie in Österreich die Überzeugung durchsetzte, dass Fußball zu ›hart‹ und somit kein adäquater Frauensport sei.

Der englische Frauenfußball erhielt erst wieder zur Zeit des Ersten Weltkriegs einen – global einzigartigen – Entwicklungsschub. Der Krieg brachte verstärkt weibliche Arbeitskräfte in die Industriebetriebe. Hier organisierten Sozialfürsorgerinnen seit dem Jahr 1914 Frauenfußballspiele, da das Spiel billig und flexibel war. Das Ansehen der Spielerinnen wuchs rasch, da viele Teams öffentlich Spiele austrugen, um Spenden für die Kriegsoffer zu sammeln. Die *Dick, Kerr Ladies*, das damals erfolgreichste englische Frauenteam, spielte beispielsweise am Weihnachtstag 1917 vor 10.000 Zuschauern 600 Pfund ein. Die Zuschauer werteten diese Art von Wohltätigkeit als patriotischen Akt. Auch dadurch wurden die *Dick, Kerr Ladies* akzeptierter Bestandteil der nationalen Fußballkultur. Im Jahr 1920 zog eines ihrer Spiele in Everton bereits 53.000 Fans an.

Der Bann des englischen Fußballverbandes, der den 150 bestehenden Frauenfußballclubs seit dem Jahr 1921 das Spielen auf verbandseigenen Plätzen untersagte, setzte diesem Triumphzug jedoch ein Ende. Williams erklärt die Entstehung des Banns aus unterschiedlichen Perspektiven. Zum einen wollte der britische Fußballverband nicht seine traditionelle Anhängerschaft verlieren, die gerade aus dem Krieg zurückkehrte und irritiert auf den für sie plötzlich entstandenen neuen Stellenwert des Frauenfußballs reagierte. Zum anderen spielten auch wirtschaftliche Gründe eine Rolle, durch welche die Frauen wieder aus ihren neu gewonnenen Arbeitszusammenhängen ausschieden. Zeitgleich wurde in der Pädagogik zudem eine heftige Debatte über den Frauensport generell geführt. Williams macht aber auch deutlich, dass der Bann durchaus nicht das Ende des Frauenfußballs in England war. Vielmehr zeigt sie, dass die englischen Frauenteam nicht nur einen eigenen Spielbetrieb auf öffentlichen Plätzen aufrechterhielten, sondern zudem an internationalen Wettbewerben teilnahmen. Die Autorin sieht die Bedeutung des Banns daher viel stärker in seinen Auswirkungen auf die Erinnerungskultur im Frauenfußball begründet. Den Spielerinnen fehlt durch den Bann bis heute ein Bewusstsein, dass auch ihr Sport über eine starke nationale Tradition verfügt. Für sie gibt es keinen Rasen von Wembley, kein Stadiontor und kein örtliches Straßenschild, das auf das nächste Clubhaus weist. Jean Williams kommt daher zu dem überzeugenden Schluss: »In lacking both a sense of history and a link between local and national memory, the failure of women's football may be less to do with inferior play than an inability to grasp the popular imagination.«<sup>28</sup>

27 *Jean Williams, A Game for Rough Girls? A history of women's football in Britain*, Routledge, London 2003, 240 S., Hardback., £ 24,99, S. 100. Zur bisherigen britischen Frauenfußballforschung: *David J. Williamson, The Belles of the Ball. The Early History of Women's Football*, Devon 1991; *Sue Lopez, Women on the Ball. A Guide to Women's Football*, London 1997; generell zu Sport und Geschlecht: *Jennifer Hargreaves, Heroines of Sport. The Politics of Difference and Identity*, London 2000.

28 *Williams, Game*, S. 23.

Sowohl Matthias Marschik als auch Jean Williams lassen ihren historischen Teilen soziologische Studien zur aktuellen Situation im Frauenfußball folgen. Darin weisen sie unter anderem nach, dass sich der Ort des Frauenfußballs im medialen Diskurs im Laufe des 20. Jahrhunderts kaum geändert hat. Das gilt ebenso für die Machtverhältnisse in den Organisationsstrukturen des Fußballs, in denen Frauen nach wie vor unterrepräsentiert sind. Beide Studien behandeln mit dem Frauenfußball ein stark eingeschränktes Untersuchungsfeld, doch mit ihrer methodischen Ausrichtung liegen sie im Trend der historischen Fußballforschung. Diese fragt nämlich zunehmend weniger nach bestimmten Spielen und ihren Ergebnissen, als nach der Reflektion sozialer Prozesse und der Konstruktion nationaler oder geschlechtlicher Identitäten im Fußball. Der männlich dominierte Fußballdiskurs gehört ebenso in einen solchen Analyserahmen wie die Erinnerungskultur der Spielerinnen.<sup>29</sup>

Die Entwicklungsparallelen im englischen und österreichischen Frauenfußball legen es nahe, den Frauenfußball in Zukunft stärker als Indikator transnationaler sozialer und kultureller Entwicklungsphänomene zu untersuchen. Eine international vergleichende Vorstudie zur Genese des Frauenfußballs in England, Deutschland, Norwegen und Spanien kam bereits zu dem Ergebnis, »that universal ideologies of femininity and masculinity cut across culture and nation.«<sup>30</sup> Der Ausschluss von Frauen aus dem Fußballsport ist sowohl in den 1920er- als auch in den 1950er-Jahre ein Phänomen, das sich in mehreren Staaten vergleichbar einstellt. Er ist somit ein wichtiges Untersuchungsfeld für Parallelen in der internationalen Werteentwicklung, wie Ulrich Herbert sie bereits konzeptionell umrissen hat.<sup>31</sup> Die Sozial- und Kulturgeschichte sollte davon ausgehend weiterführende Forschungsfragen entwickeln wie beispielsweise, ob und wie die internationalen Gegner des Frauenfußballs jeweils an vergleichbare Hygiene- und Gesundheitsdiskurse anschließen konnten. Der Reiz einer solchen Fragestellung besteht für die Zeit nach 1945 zudem darin, dass auch in den per Selbstzuschreibung so emanzipierten sozialistischen Staaten des Warschauer Paktes das Fußballspielen für Frauen verpönt war.<sup>32</sup>

Die Tatsache, dass sich der Frauenfußball schließlich seit Ende der 1960er-Jahre in mehreren europäischen Staaten gleichzeitig durchsetzen konnte, ist ebenso globalen Prozessen geschuldet. Zum einen verlangte die rasante Ökonomisierung des Fußballs nach ständig neuen Absatzmärkten. Zum anderen schuf die zunehmende Nachfrage des Fußballs durch die Medien erst Räume für den Frauenfußball. Diese Veränderungen innerhalb des Spielbetriebs erhielten zusätzliche Impulse aus der Frauenbewegung. Aus der Verflechtung dieser Prozesse resultierte eine rasche Zunahme des Frauenfußballs in den 1970er-Jahren in Europa, die schließlich zu der Aussage des FIFA-Generalsekretärs Joseph Blatter im Jahr 1995 führt: »Die Zukunft des Fußballs ist weiblich.«<sup>33</sup>

29 Zu deren Ergebnissen liegt ein recht aktueller und fulminanter Forschungsüberblick aus der Schweiz vor. Darin fassen die beiden Autoren Fabian Brändle und Christian Koller nicht nur die bisherigen Ergebnisse der deutschen und britischen Forschung zur Geschichte des Fußballs zusammen, sondern zeigen zugleich sozial- und kulturhistorische Fragenkomplexe auf, deren Erforschung noch aussteht. Vgl.: *Fabian Brändle/Christian Koller, Gooool!!! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs*, Zürich 2002.

30 *Gertrud Pfister u. a., Women and Football – A Contradiction? The Beginnings of Women's Football in Four European Countries*, in: *The European Sports History Review* 1, 1999, S. 1–26.

31 *Ulrich Herbert, Liberalisierung als Lernprozeß. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze*, in: *ders. (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Beratung, Integration, Liberalisierung 1945–1980*, Göttingen 2002, S. 7–49.

32 *Gertrud Pfister, Frauensport und sozialer Wandel – Fußball in der Bundesrepublik und in der DDR*, in: *Jürgen Buschmann/Gertrud Pfister (Hrsg.), Sport und sozialer Wandel. Proceedings of the ISHPES Congress 1998, Sunny Beach Bulgaria, Sankt Augustin 2001*, S. 152–160.

33 Zitiert in: *Williams, Game*, S. 1.

Hier klang bereits eine weitere historische Liaison an, die der ›männliche‹ Sport bereits zu Beginn seines internationalen Siegeszuges mit Wirtschaft und Konsumkultur einging. Eine englische Studie zu dem Verhältnis von Sport und Alkohol hat nun gezeigt, wie vielfältig diese Verflechtungen ausfallen können. Tony Collins und Wray Vamplew haben damit ein Buch vorgelegt, das den Vergleich mit einem starken Ale herausfordert: kernsolide produziert, schnell konsumiert und ungeheuer anregend. Sie bemühen sich, eine integrierte Geschichte der britischen Getränkeindustrie und dem rasanten Aufstieg des Sports seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vorzulegen. Dabei untersuchen sie vier Schlüsselaspekte: den Pub als sozialen Raum, die Marketingtechniken der Brauereien, die Bedeutung des Alkohols für die Zuschauermassen und die Haltung der Öffentlichkeit zu trinkenden Sportlern. Ziel ihrer Studie ist es, für ein breiteres wissenschaftliches Verständnis von Freizeit zu werben, in deren Bereich Geschlechter- und Klassenverhältnisses ausgehandelt und regionale Identitäten konstruiert werden.

Schon seit dem 16. Jahrhundert förderten Pubbesitzer Sport und Spiel, indem sie Räume für Hahnen- und Boxkämpfe zur Verfügung stellten und Preisgelder aussetzten. Der Landlord konnte auch während des Aufstiegs des modernen Fußballsports seine Rolle als Veranstalter zunächst behaupten, indem er Räume zum Umkleiden und für die Clubabende zur Verfügung stellte. Das Verhältnis von Pub und Sport war nun aber im Wandel begriffen, denn der Fußball war nicht mehr die spielerische Zugabe zum Pub, sondern der Pub wurde langsam zur Zugabe zum Fußball degradiert.<sup>34</sup> Der Pub konnte sich jedoch weiterhin als Veranstalter traditioneller Pubsportarten behaupten und wurde so zu einem Raum, in dem unterschiedliche Freizeitarten miteinander in Konkurrenz traten. Collins und Vamplew gehen in ihrer Analyse jedoch über diese sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse hinaus und zeigen, wie stark der Sport zudem in die kulturelle Welt des Pubs eingewoben war. Der Sport diente nicht nur als wichtiger Gesprächsstoff in dieser kleinen Männerwelt, sondern hier wurden wie auf dem Sportfeld Männlichkeitsrituale zelebriert.

Auch die englischen Brauereien lebten und leben vom Sport und umgekehrt. Sie nahmen seit Mitte des 19. Jahrhunderts aktiv an der Gründung von Sportclubs teil. Die Entwicklung von nationalen Einzelhandelsnetzen der Brauereien mit angebotenen Pubs seit dem Ende des 19. Jahrhunderts verstärkte zudem das Bedürfnis nach Produktdifferenzierung und Produktidentität. Damit wuchs die Bedeutung des Sports für die Brauereien, die nun aus Werbe- und Identitätsgründen ganze Mannschaften kaufen und durch Beleihung bestimmter Clubs deren Stadionverkauf exklusiv bestücken durften. Auch Manchester United wurde Anfang des 20. Jahrhunderts als eines dieser Brauerei gebundenen Teams gegründet, nachdem der ursprüngliche Club Newton Heath FC 1902 Bankrott gegangen war.

Die Rechnung der Brauereien ging auch auf der Konsumentenebene auf. Denn da die lokalen Brauereien meist die örtlichen Stadien belieferten, wurde der Bierkonsum während der Fußballspiele bis in die späten 1950er-Jahre zum festen Bestandteil der Ausformung des Fan eigenen Lokalpatriotismus: »Loyalty to a local beer was often as strong as loyalty to the local team – for many men defining their identity through their team, their pub and their local beer was often as important as their political, religious and social affiliation.«<sup>35</sup> Die Autoren zeigen außerdem, wie das Trinkverhalten der Fans mit der Sportart variierte und zudem von der sozialen Zugehörigkeit der Sportler und Fans geprägt war. Ihr kurzer inhaltlicher Schwenk auf die Hooliganismus-Forschung erinnert den Leser daran, dass das Thema Alkohol und Sport bisher fast ausschließlich im Zusammenhang mit Zuschauerausschreitungen behandelt wurde.

34 Tony Collins/Wray Vamplew, *Mud, Sweat and Beers. A Cultural History of Sport and Alcohol*, Berg, Oxford 2002, 151 S., kart., £ 15,99, S. 13.

35 Ebd., S. 73.

Die Studie endet mit einem Blick auf das sich wandelnde Trinkverhalten der Sportler. Trainingsratgeber empfahlen den Akteuren noch Mitte des 19. Jahrhunderts als Getränk ein starkes Ale, da Bier in dem Ruf stand, Kraft und Kondition zu steigern. Diese sportmedizinische Überzeugung prägte auch die Sprache der ersten Brauereiplakate in Stadien, die ebenfalls einen Zusammenhang von Alkohol und Fitness suggerierten. Spätestens in den 1930er-Jahren hatte sich jedoch die Überzeugung durchgesetzt, dass sich Alkoholkonsum eher negativ auf die sportliche Leistung der Athleten auswirkte. Dieser neue Trend setzte die Sportler jedoch unter Druck. Denn viele waren ihren Brauereisponsoren gegenüber zum Konsum verpflichtet. Zudem ging die Tradition des *after match drinking* auch in den professionellen Sport ein, da gemeinsamer Alkoholkonsum bis heute als förderlich für den Mannschaftsgeist angesehen wird.

Collins und Vamplew zeichnen auf einem gut gewählten sozialen und kulturellen Ausschnitt die unterschiedlichen Ebenen nach, auf denen das Wirtschaftssystem Sport Bindungen zu anderen Wirtschaftssystemen eingehen kann und wie Veränderungen in beiden Systemen sich von da an aufeinander auswirken. Zu solchen stärker wirtschaftshistorischen Fragestellungen laden auch bestimmte Sportarten ein. Im Automobilsport ging es beispielsweise schon in den 1920er-Jahren darum, international für die landeseigene Automobilindustrie zu werben und Absatzmärkte zu erschließen. Ähnliche Verknüpfungen lassen sich auch im Reitsport nachweisen. Diese Funktion des Sports als internationaler Werbeträger sollte in zukünftigen Forschungsarbeiten verstärkt Berücksichtigung finden. Im Gegensatz zur englischen und amerikanischen Sportgeschichtsschreibung finden sich auf dem deutschen Markt bisher jedoch kaum Arbeiten zu übergeordneten wirtschafts- und sozialhistorischen Fragekomplexen zu Freizeit und Sportkonsum.<sup>36</sup>

Eine Ausnahme ist sicherlich die umfangreiche Vergleichsstudie von Stefan Nielsen zur Entstehung bürgerlicher Freizeitkultur in sechs deutschen Großstädten. Am Beispiel der Sportentwicklung von Köln, Hamburg, Hannover, Kiel, Essen und Braunschweig seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zeigt er nachdrücklich, wie Stadtkultur und Sport sich gegenseitig beeinflussten und zu einer eigenen Freizeitkultur verschwammen. Während die moderne Großstadt mit ihren Dienstleistungsangeboten die Etablierung des Sports unterstützte und forcierte, stellt der Sport umgekehrt ein soziales Bezugssystem und damit eine spezifische Form der Integration für die sich wandelnde städtische Gesellschaft bereit.

Großstadt wird von Nielsen als geographischer und sozialer Raum definiert, in dem die entscheidenden Modernisierungsprozesse ablaufen, von denen der Sport langfristig profitieren kann: die Ausbildung moderner Verkehrs- und Kommunikationsnetze, die Veränderung der Sozialstruktur, die den ›neuen Mittelstand‹ hervorbringt, und die zunehmende Trennung von Arbeit und Freizeit. In diesem Raum zeichnet er nach, wie sich verschiedene Sportarten mit unterschiedlichen sozialen Bezügen etablieren wie beispielsweise die Luxusportarten Tennis und Segeln. Dabei profitierte der Sport davon, dass er gerade im urbanen Umfeld auf eine aufgeschlossene und finanzstarke Rezipientenschicht stieß, die ihm zu Renommee und gesellschaftlicher Akzeptanz verhalf. Insbesondere den neuen Wirtschaftseliten kam dabei eine besondere Bedeutung zu. Ihnen ging es jedoch weniger um das Sporttreiben an sich, als darum »den Sport ausschließlich als Vehikel für Modernität in einer entstehenden industriellen Gesellschaft (zu) funktionalisieren.«<sup>37</sup>

36 Zu Problemen der Erforschung von Sportkonsum mit einem guten Überblick über die englische und amerikanische Forschung: *Christiane Eisenberg*, Möglichkeiten und Grenzen der Konsumgeschichte – das Beispiel des Sportkonsums, in: *Michael Prinz* (Hrsg.), *Der lange Weg in den Überfluss. Anfänge und Entwicklung der Konsumgesellschaft seit der Vormoderne*, Münster 2003, S. 515–531.

37 *Stefan Nielsen*, *Sport und Großstadt 1870–1930. Komparative Studien zur Entstehung bürgerlicher Freizeitkultur*, Peter Lang, Frankfurt/Main 2002, 699 S., kart., € 97,50, S. 595.

Zwei von Nielsen herausgearbeitete Aspekte legen es nahe, die Verbindung von Sport und Stadtkultur auch innerhalb transnational angelegter Vergleichsstudien zur Stadt- und Metropolenkultur zu behandeln: Die Integration des Sports in die kommunale Dienstleistungskultur war zum einen Teil des sportlichen Kulturtransfers und verlief daher in vielen Industriestaaten ähnlich. Der Autor analysiert beispielsweise, wie der Zentrallausschuss zur Förderung von Volks- und Jugendspielen in Deutschland seit 1893 den Sportstättenbau forcierte und damit die gleiche Aufgabe übernahm, wie ihn englische und amerikanische Autoren für dortige Bürgerinitiativen nachgewiesen haben. Die deutschen Stadtplaner rezipierten zudem Berichte aus den Vereinigten Staaten und England über dortige Fortschritte im Park- und Anlagenbau. Um die Jahrhundertwende schienen sich demnach in den Industriestaaten vergleichbare Freizeitkulturen zu entwickeln. In diesem Prozess wurde der Sport zum anderen zu einem wichtigen Imagefaktor, mit dem die Städte ihre Modernität und Leistungsfähigkeit zum Ausdruck brachten. Stefan Nielsen hat somit gezeigt, dass dem Sport ein fester Platz in einer auch international vergleichenden Stadtgeschichtsforschung gebührt.

### III. PLAY GLOBAL!

Keine der behandelten Arbeiten kommt ohne internationale Bezüge oder zumindest Verweise aus. Das verdanken sie dem Hauptwesensmerkmal ihres Untersuchungsgegenstandes: der Internationalität des Sports. Seine Organisationsstrukturen sind international wie in der Olympischen Bewegung oder den internationalen Föderationen und viele große Sportereignisse tragen programmatische Namen wie Welt- oder Europameisterschaft. Diese sind gleichzeitig Ort des Austauschs und der Konkurrenz. Auch die Ausbreitung des Sports von England aus in den letzten Winkel der Welt ist die Geschichte eines transnationalen Siegeszuges. Im Sport spiegeln sich zudem, wie gezeigt, globale gesellschaftliche Wandlungsprozesse. Es ist umso erstaunlicher, dass sich die bisherige historische Beschäftigung mit dem Sport lediglich auf internationale Facetten beschränkt, aber wenige tatsächlich transnationale Studien hervorgebracht hat.<sup>38</sup>

Die internationale Sportgeschichtsforschung hat zwar solide internationale Forschernetzwerke wie das European Committee for Sport History (CESH) oder die International Society for the History of Physical Education and Sport (ISHPES) gebildet. Deren Forschungsertrag, der in den zu den jährlichen Konferenzen zugehörigen Publikationen vorgelegt wird, setzt sich jedoch meist nur aus national-fokussierten Einzelbeiträgen zusammen, die übergeordnete Fragestellungen zu internationalen Vergleichen oder Transfers vermissen lassen.<sup>39</sup> In der internationalen Geschichtsforschung wird jedoch zurzeit rege

38 Als Gegenbeispiele seien ausdrücklich genannt. Eisenberg, *English Sports; dies.* (Hrsg.), *Fußball, soccer, calcio. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt*, München 1997; *dies.*, *The Rise of Internationalism in Sport*, in: Martin H. Geyer/Johannes Paulmann (Hrsg.), *The Mechanics of Internationalism. Culture, Society and Politics from the 1840s to the First World War*, Oxford 2001, S. 375–402. Sowie die Arbeiten von Annette R. Hofmann, *Aufstieg und Niedergang des deutschen Turnens in den USA*, Schorndorf 2001; *dies.* (Hrsg.), *Turnen und Sport. Transatlantic transfers*, Münster 2004.

39 Jean-Michel Delaplace/Sylvain Villaret/William Chameyrat (Hrsg.), *Sport et Nature dans l'Histoire – Sport and Nature in History – Sport und Natur im historischen Wandel. Proceedings of the 7th ISHPES Congress, Montpellier, France, Sankt Augustin 2004*; Hideaki Okubo (Hrsg.), *Sport and Local Identity. Historical Study of Integration and Differentiation. Proceedings of the 6th ISHPES-Seminar, Kanazawa, Japan, Sankt Augustin 2004*; sowie Gertrud Pfister/Liu Yueye (Hrsg.), *Sports – the East and the West. Documentary volume of the 3th ISHPES Seminar in Shunde, Guangdong, China, Sankt Augustin 1999*.

über transnationale Ansätze diskutiert. Dabei hat sich der Blick von der vergleichenden Geschichtsschreibung und der Kulturtransferforschung in den letzten Jahren stärker auf die Analyse globaler Öffentlichkeiten und Verflechtungen verlagert.<sup>40</sup>

Hier sollte sich die Sportgeschichtsforschung in Zukunft stärker einbringen. Denn auch die internationale Sportwelt ist – wie an vielen Stellen gezeigt – ein globaler öffentlicher Raum, der nach eigenen kulturellen Regeln funktioniert. Die Olympische Bewegung schafft beispielsweise einen Ort, an dem Kommunisten und Kapitalisten, Weiße und Schwarze, Bürger junger Nationalstaaten und ehemaliger Kolonialreiche öffentlich und friedlich miteinander konkurrieren. Das Wesen des sportlichen Wettkampfs ermöglicht es den Akteuren jedoch auch, ihre Eigeninteressen bezüglich des *Nationbuildings* oder der staatlichen und systemischen Konkurrenz in diesen Bereich hineinzutragen.

Die internationale Sportwelt ist zudem ein hoch medialisierter Raum, in welchem dem Körper eine zentrale Rolle zukommt. Darin werden mit Hilfe von Körperzuschreibungen und -inszenierungen global Geschlechter- aber auch Nationenbilder konstruiert, über die wir erst wenig wissen. Insbesondere in der Zeit des Kalten Krieges nimmt die Tendenz zu, mit Körpern Politik zu machen. In der sozialistischen Presse steht ein leistungsfähiger Sportkörper für die Leistungsfähigkeit des gesamten Gesellschaftssystems. In der westlichen Berichterstattung stößt man stattdessen auf das Paradoxon, dass scheinbar immer das ›russische Mannweib‹ gegen die ›schwarze amerikanische Gazelle‹ läuft. Auch bundesdeutsche Politiker bemühten sich in den 1950er- und 1960er-Jahren zunehmend ihre politische Kompetenz durch sportliche Leistungsfähigkeit zu unterstreichen.

In der globalen Sportwelt stehen jedoch internationale Transfers im ständigen Widerstreit mit lokalen Entwicklungen. Daher gelang es weder den Amerikanern, den Baseball nach Europa zu importieren, noch den Briten das Krieket auf dem europäischen Festland zu etablieren. Trotz gemeinsamer Emanzipierungstendenzen im Frauensport, treten noch heute manche muslimische Frauen bei olympischen Wettkämpfen verhüllt an. Möchte die deutsche Sportgeschichtsschreibung den Trend zu transnationalen und internationalen Fragestellungen nachvollziehen, muss sie diese inneren Widersprüchlichkeiten ihres Forschungsgegenstandes immer mitreflektieren. Das ist sowohl eine Herausforderung als auch eine Chance, ganz sicher aber der Weg zu einer offeneren und experimentierfreudigeren Sportgeschichtsschreibung in Deutschland.

---

40 Hartmut Kaelble/Martin Kirsch/Alexander Schmidt-Gernig (Hrsg.), *Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert*, Frankfurt/Main 2002; Kiran Klaus Patel, Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 52, 2004, S. 626–645. Sowie Michael Werner/Bénédicte Zimmermann (Hrsg.), *De la comparaison à l'histoire croisée*, Paris 2004.